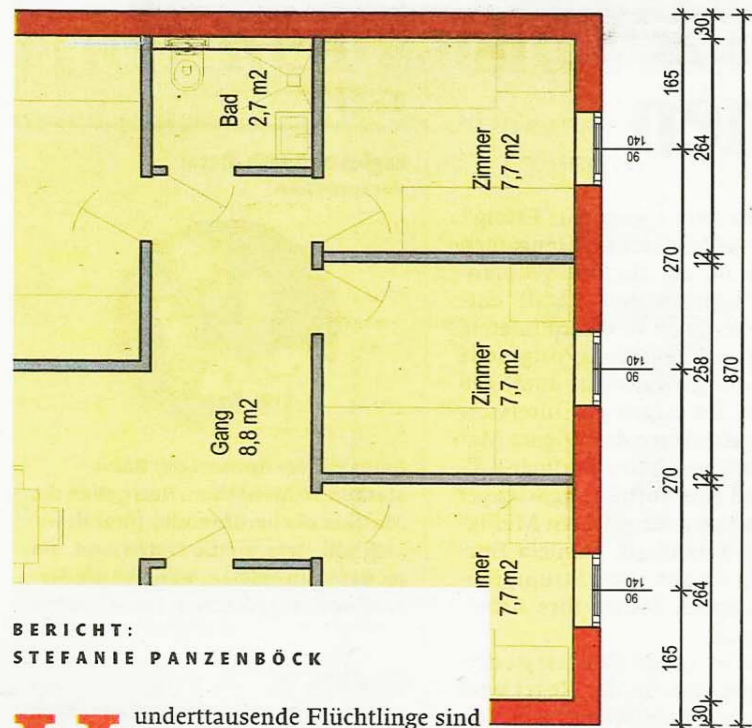


# Gimme Shelter!

Architekten und Designer haben viele Ideen, wie und wo man für Flüchtlinge einen Platz zum Leben findet. Sie könnten auch ein Impuls für den sozialen Wohnbau sein



Hier geht's lang: Der Designer Erwin Bauer entwickelt Piktogramme für Flüchtlingsunterkünfte



BERICHT: STEFANIE PANZENBÖCK

**H**underttausende Flüchtlinge sind heuer in Europa angekommen, zehntausende davon in Österreich. Das Flüchtlingslager Traiskirchen in Niederösterreich wurde zum Beispiel dafür, wie man es nicht machen soll. Hunderte Menschen mussten wochenlang im Freien schlafen, sogar Mütter mit kleinen Kindern. Nach wie vor ist die Unterbringung und Integration von Asylwerbern und mittlerweile anerkannten Flüchtlingen die größte Herausforderung in der sogenannten „Flüchtlingskrise“, die auch eine Wohnraumkrise ist.

### Die regionale Wirtschaft kann von Häusern für Flüchtlinge profitieren

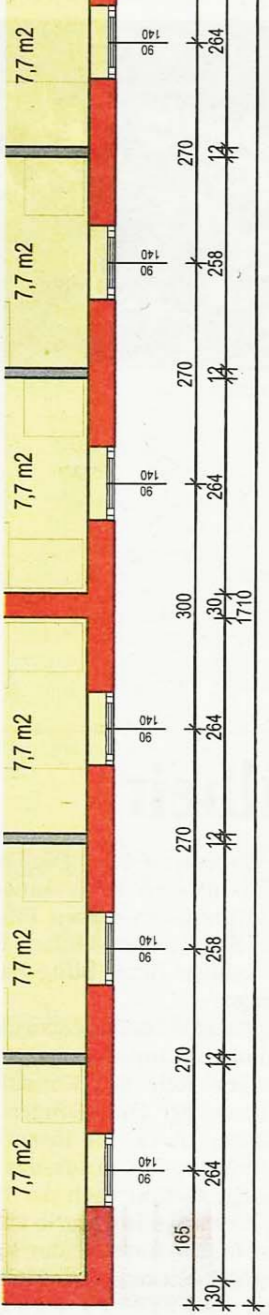
Schnell Platz zu schaffen ist das Gebot der Stunde. Containersiedlungen und Baracken werden im Niemandsland hochgezogen. Architekten und Designer, die natürlichen Ansprechpartner in Fragen des Siedlungsbaus, werden kaum zurate gezogen. Warum das so ist, erklärt Dietmar Steiner, Leiter des Architekturzentrum Wien (Az W): „Notunterkünfte sind weltweit ein Big Business“, sagt Steiner. „Da haben Architekten selten etwas mitzureden.“ Sinnvolle Pläne und Bauen braucht seine Zeit, die in außergewöhnlichen Situationen einfach fehlt. Steiner geht davon aus, dass neben kleinteiliger Architektur auch Lager bestehen werden, solange immer mehr Flüchtlinge nach Europa kommen. „Die Architekten stehen hier einer großindustriellen Aufgabe gegenüber.“ Es sei aber klar, dass kleinteilige Wohnanlagen auf die Dauer sinnvoll wären.

Trotz dieser schwierigen Position, die Architekten und Designer gegenüber der Bauindustrie haben, kreieren einige von ihnen Lösungen, sowohl für Notunterkünfte als auch für dauerhafte Wohnmöglichkeiten.

**Zum Beispiel der Wiener Designer Erwin Bauer.** Er leitet das Büro „Gesellschaft für Orientierung und Identität“, und genauso ungewöhnlich wie der Name sind auch die Projekte. Bauer und sein Team engagieren sich seit Jahren für soziale Belange und entwerfen etwa Leitsysteme für so ganz und gar nicht schicke Orte, etwa Krankenhäuser oder eben Flüchtlingsnotunterkünfte.

Eine davon entstand in einem Gebäude der Bundesimmobiliengesellschaft BIG in der Vorderen Zollamtsstraße im dritten Bezirk. Dort zogen im Sommer – übrigens gleichzeitig mit dem Wiener Architekturfestival Urbanize! – Flüchtlinge ein.

Aus diesem zufälligen Zusammentreffen ergab sich eine fruchtbare Zusammenarbeit. Die Künstlerinnen und Künstler änderten



kurzerhand ihr Programm, ein Kollektiv baute Spielplätze, die von den syrischen und irakischen Kindern mit Begeisterung genutzt wurden.

Erwin Bauer interessierte sich, schon vor dem Festival, für die Frage, was denn Flüchtlinge in erster Linie brauchen, wenn sie in einem fremden Land ankommen. Die Antwort lautete: Sicherheit. Wie kann man sie erreichen und gemeinsam mit ihr zumindest einen Hauch von Zuhause und angenehmer Atmosphäre in Räumen schaffen, die an sich kalt, unfreundlich und unwohnlich sind und bis vor wenigen Tagen einfach nur leerstehende Büros waren?

Bauer entwickelte mit seinem Team einen „First Aid Kit“, einen Erste-Hilfe-Baukasten aus Piktogrammen. Die schwarzen Symbole auf neongrünem Grund sollen signalisieren: Hier bist du sicher, hier wird dir geholfen.

**Wie soll das funktionieren?** Zuerst muss man zeigen, wo sich dieser Ort überhaupt befindet. Auf einer Europakarte, über der in großen Lettern „Welcome“ steht, ist Österreich eingezeichnet. Von einem A4-Bogen kann man sich Adresszettelchen herunterreißen, damit man wieder zurückfindet, wenn man in der Stadt unterwegs war.

Es gibt ein Zeichen für Trinkwasser, für Schlafplätze, Rauchverbot, für Toiletten, Duschen und medizinische Versorgung: ein Kreuz und einen Halbmond, das Zeichen, das in der arabischen Welt verwendet wird.

Da Ärzte der NGOs sich oft schwer tun, Diagnosen zu stellen, weil man die Sprache der Patienten nicht spricht, gibt es auch Piktogramme für die gängigsten Leiden: Schwindel, Kopfschmerz, Infektionen, Husten, Erbrechen, Durchfall und Zahnschmerzen. Auch ein Stimmungsbarometer mit Smileys wurde gestaltet.

Ein besonders heikles Thema sind die Hinweise darauf, wie man eine Toilette benutzt, und darauf, dass man in der Dusche nicht seine Notdurft verrichtet. Diese Dinge seien in Notunterkünften vorgekommen, aus dem einfachen Grund, weil Aborte in unterschiedlichen Ländern unterschiedlich aussehen, erklärt Bauer. Es ist ein Balanceakt, einerseits hilfreiche Symbole zu schaffen und andererseits die Menschen nicht vor den Kopf zu stoßen.

Der Designer sieht seinen Beitrag zur Bewältigung der Flüchtlingsunterbringung als Prozess. Bauer und sein Team lernen von Symbol zu Symbol dazu und führen

auch Umfragen durch. Zum Beispiel wollen sie wissen, ob es denn für die Flüchtlinge relevant sei, wie die Frau symbolisiert wird.

Ist es für sie wichtig, dass sie ein Kopftuch trägt, oder fühlen sich dann Frauen ohne Kopftuch benachteiligt? Als Lösung haben sie eine Figur gestaltet, deren Kopfbedeckung sowohl als Tuch als auch als langes, dunkles Haar durchgehen könnte.

Den Erste-Hilfe-Kasten kann man sich übrigens gratis von der Seite des Büros herunterladen, auch die gesamte Arbeit hat Bauer auf eigene Kosten gemacht. „Es ist notwendig, dass die Zivilgesellschaft ein Zeichen setzt, weil der Staat nicht mehr alles leistet“, ist der Designer überzeugt. Damit der Symbol-Baukasten aber weiterhin wachsen kann, wird auf der Seite respekt.net via Crowdfunding um Unterstützung gebeten.

Doch wo sollen Asylwerber und anerkannte Flüchtlinge dauerhaft wohnen? Aktuelle Beispiele zeigen, dass auch viele Ortsansässige in Österreichs Dörfern und Städten von Schnellschusslösungen nichts halten. So wehrten sich die Bewohner von Marchegg in Niederösterreich gegen ein Containerlager. Sie haben für die Flüchtlinge private Unterkünfte organisiert.

Eine Förderung der Bundesregierung ermöglicht außerdem den Bau von Fertigteilhäusern.

**Die Vorarlberger Architekten** Andreas Postner und Konrad Duelli entwickelten dafür zwei Häusertypen (siehe Abbildungen), die sich für die Integration in Vorarlberger Dorf- und Kleinstadtstrukturen eignen. Einen Teil ihrer Ideen können sie in einem Programm der Vorarlberger Landesregierung auf Grundstücken der Kirche umsetzen.

Postner und Duelli wollen den Begriff Integration in ihren Konzepten auf mehreren Ebenen umsetzen. Nicht nur die Flüchtlinge sollen sich in ihrem neuen Zuhause wohlfühlen, sondern auch die regionale Wirtschaft soll profitieren. Sie verwenden die sogenannte Tafelbauweise, die alle Zimmereien in Vorarlberg beherrschen. Beim Bau dieser zweistöckigen Häuser mit Steildach oder dreistöckiger mit Flachdach kämen die lokalen Betriebe zum Zug.

Zuallererst geht es aber darum, zu verstehen, welche Vorurteile die Dorf- und Stadtbewohner gegenüber den Flüchtlingen haben könnten. Das eine lautet: Die Flüchtlinge setzen sich ins gemachte Nest. Ein an-

# Von den Chancen der Krise

Flüchtlinge einen Platz zum Leben findet. Sie könnten auch ein Impuls für den sozialen Wohnbau sein



Ansicht Wohnhaus 2G A, Ansicht Wohnhaus 2G B, Ansicht Wohnhaus 3G C, Ansicht Wohnhaus 3G D



Dreigeschoßig mit Flachdach, zweigeschoßig mit Steildach: Die Vorarlberger Architekten Andreas Postner und Konrad Duelli entwarfen Haustypen (links) mit einfachen Wohnungsgrundrissen (rechts)



deres: Die Flüchtlinge arbeiten nicht. Um das gleich einmal zu entkräften, will man die Flüchtlinge in die Bauarbeiten einbinden. Die Holzbauten sollen um Gemeinschaftsgärten gruppiert werden, wenn möglich nicht am Stadt- oder Dorfrand, sondern in zentraler Lage, damit neue Nachbarschaften entstehen (siehe auch Interview unten).

Diese Ensembles würden aus zwei bis drei Häusern bestehen, in die insgesamt nicht mehr als 25 bis 30 Menschen einziehen. In einem Haus, das pro Stockwerk etwa 110 Quadratmeter groß ist, können 15 bis 18 Menschen wohnen.

Man lernt sich leichter kennen, aus Fremden werden Einwohner. Die Vorarl-

berger Landesregierung hat bisher die neuen Wohnungen nur für anerkannte Flüchtlinge vorgesehen, nicht aber für Asylwerber. In Postners und Duellis Projekt „Transfer Wohnraum Vorarlberg“ würden – zumindest zum Teil – auch jene Platz finden, die noch nicht wissen, ob sie bleiben dürfen.

**Wichtig für die beiden Architekten** ist allerdings noch eine ganz andere Form der Integration. Denn nicht nur Syrer und Afghanen brauchen einen neuen Platz zum Leben, auch viele Ortsansässige – in Vorarlberg etwa 4000 – sind auf der Suche nach Wohnungen, die sie sich auch leisten können. „Viele der angebotenen Mietwohnun-



„Notunterkünfte sind weltweit ein Big Business“, sagt der Leiter des Az W, Dietmar Steiner

gen in Vorarlberg haben durchschnittlich 70 Quadratmeter“, sagt Andreas Postner. „Das ist für viele zu groß und zu teuer.“ Gerade Alleinlebende, Alleinerziehende, junge Paare und Familien haben Schwierigkeiten, das Geld aufzubringen.

Das Ziel muss also sein, Menschen auf der Flucht und den Einheimischen, die in prekären finanziellen Verhältnissen leben, gleichzeitig zu helfen.

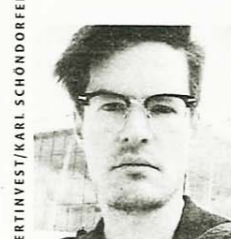
Die durch die Flüchtlinge manifest gewordene Wohnraumkrise könnte dem Thema soziale Ungerechtigkeit zu Aktualität verhelfen und somit ein Impuls für eine neue positive Entwicklung des sozialen Wohnbaus sein. Und davon würden dann alle profitieren. ☒

# „Leerstand ist ein großes Thema“

Der Architekt Wolfgang Fiel plädiert für einen Treffpunkt für Flüchtlinge und Ortsansässige am Hauptplatz der Dörfer und Städte

INTERVIEW: STEFANIE PANZENBÖCK

**A**rchitektur als Entwicklungszusammenarbeit: Wolfgang Fiel plant und baut gemeinsam mit Studierenden der Kunstuni Linz Schulen in Südafrika oder Wohnhäuser in Indien, immer in Zusammenarbeit mit der lokalen Bevölkerung. Oft setzen sie die Bauvorhaben in zwei bis vier Monaten um. Kann das Projekt mit dem Namen BASEhabitat auch beim Bau von Flüchtlingsunterkünften hilfreich sein?



**Wolfgang Fiel:** Architektur geht weit über das Bauen hinaus

**Falter:** Sie bauen in erster Linie für Menschen in ihren Herkunftsländern, damit sie dort wieder eine Perspektive haben und bleiben wollen. Was können Sie nun für Flüchtlinge in Österreich tun, die ihre Heimat verlassen haben?

**Wolfgang Fiel:** Es kommen Leute auf uns zu, die sagen, ihr habt doch so

wunderbare Projekte gemacht und habt relativ schnell mit bescheidenen Mitteln Raum geschaffen. Könnt ihr nicht dasselbe auch für Flüchtlinge in Österreich machen?

**Das klingt naheliegend.**

**Fiel:** Grundsätzlich ja. Man muss sich aber zuerst fragen, wo dieser Raum entstehen soll. Ist er inmitten unseres täglichen Lebens oder ist er, wie so oft, am Stadt- oder Dorfrand, wo es weniger Widerstand gibt bei der sogenannten Ansiedlung der Flüchtlinge. Dadurch besteht aber die Gefahr, dass sich Ghettos bilden, in denen Menschen zwar wohnen können, aber eigentlich komplett ausgegrenzt leben.

**Flüchtlingsunterkünfte gehören also ins Zentrum?**

**Fiel:** Ja, ins Zentrum unserer Siedlungsstrukturen. Das geschieht aber aus vielen Gründen nicht. Menschen haben Berührungängste, und wirtschaftliche Überlegungen spielen eine große Rolle. Wer stellt schon Flächen im Zentrum zur Verfügung, wenn sie viel teurer vermietet oder verkauft werden können.

**Was soll man also tun?**

**Fiel:** Leerstand ist ein großes Thema, am Land noch mehr als in der Stadt.

Leider ist es kompliziert, an diese nicht vermieteten und nicht genutzten Wohnungen oder Häuser heranzukommen, weil sie meistens in Privatbesitz sind. Aber wenn es möglich ist, diese Leerstände zumindest vorübergehend zu nutzen, kann man zwei Probleme lösen: Die Investitionskosten und Folgekosten sind deutlich geringer und wir können der Gefahr der Bildung von Parallelgesellschaften entgegenwirken. Leerstehende Wohnungen gibt es überall, da kann man die Menschen viel besser verteilen.

**Selbst wenn man den Leerstand nutzen kann, wird er nicht ausreichen. Muss man dann doch am Stadtrand bauen?**

**Fiel:** Wenn man schon neu baut, wäre eine Durchmischung wichtig. Eine Möglichkeit, die z.B. aktuell in Deutschland praktiziert wird, sind Wohngemeinschaften von Asylwerbern und Studierenden. Ich weiß durch meine Arbeit an der Uni, dass da die Bereitschaft sehr groß ist.

**In Universitätsstädten ist das sicher möglich, aber wie löst man das in kleineren Orten?**

**Fiel:** Es gibt Beispiele, wo in Dörfern der Schulterschluss mit der lokalen Be-

völkerung wirklich gelingt. Viele Familien brauchen nicht alle Zimmer in ihren Häusern, weil etwa die Kinder ausgezogen sind. Aber da kommt es auf das persönliche Engagement der Ortsansässigen an, ob sie bereit sind, auf dieser ganz unmittelbaren Beziehungsebene mit den Flüchtlingen zusammenzutreffen, auf der man die Menschen kennenlernt, auf Tuchfühlung geht. Sie sind dann keine graue Masse mehr.

**Wie bringt man Ortsansässige und Flüchtlinge überhaupt dazu, sich zu treffen?**

**Fiel:** Es müsste ein offener Ort für alle sein, der sich an den Hauptplätzen unserer Dörfer und Städte befindet. Ein Ort der Begegnung und des Sichkennenlernens. Beratung, Hilfe, ungezwungenes Reden, das sind Qualitäten, die ich damit verbinde. Ich hoffe sehr, dass uns in dieser Richtung sehr bald Exemplarisches gelingen wird. Die Verantwortung von Architektinnen und Architekten geht weit über das Bauen hinaus. Wir müssen uns dort einmischen, wo die Politik von uns die Erfüllung technokratischer Vorgaben erwartet. ☒